

„Knapp daneben ist auch vorbei“

Thomas Jeising (Hg.):

Knapp daneben ist auch vorbei. Holzwege post-evangelikalen Glaubens, Dillenburg: Christliche Verlagsgesellschaft/Bibelbund September 2019, 185 Seiten, ISBN 978-3-86353-648-0.– 12,90 EUR.

Knapp daneben ist auch vorbei, behaupten Markus Till, Daniel Facius, Holger Lahayne, Thomas Lauterbach, Ron Kubsch, Karl-Heinz Vanheiden, Ralf Kaemper, Thimo Schnittjer und der Herausgeber. Vorbei – an welchem Ziel? Es wird das Ziel verfehlt, eine schriftgemäße, klare (evangelikale) Theologie zu entwerfen, die den (Fehl)Entwicklungen unserer Zeit und der evangelischen Kirchen mutig entgegentritt. Statt dessen werden diese Entwicklungen ins eigene „Lager“ hineintransferiert und damit noch verstärkt. Mit einem anderen Bild gesagt: Die in den „Holzwegen“ vorgeschlagene Krisenbewältigung pumpt nicht Wasser aus dem lecken Schiff, sondern bohrt noch mehr Löcher in den Rumpf. Man braucht sich nicht wundern, dass das Schiff sinkt.

Konkret: Zunächst begründet Berthold Schwarz in seinem Einführungswort (10–18), warum es neutestamentlich gerechtfertigt ist, manchmal Menschen namentlich zu kritisieren. Man denke nur an Demas, der die Welt liebgewonnen hat, Alexander, Hymenäus, Philetus oder Diotrophes ... Wie sehr sind wir dagegen heute zurückhaltend geworden! Da braucht es, sagt Jeising im Schlusswort (170–185), Mut: die Tapferkeit vor dem Freund, und, wenn es sein muß, das öffentliche Hin- und Widerstehen. Ulrich Parzany hatte das praktiziert, als Michael Diener seinerseits öffentlich die Mitarbeit von Homosexuellen in evangelikalen Gemeinden gutgeheißen hatte (2016–2017; deren Kontroverse kommt aber in dem vorliegenden Band nicht vor).



Wer oder was sind nach diesem schmalen Band die, die daneben liegen? Die Website „Worthaus“ bzw. Siegfried Zimmer, Jürgen Mette, Thorsten Dietz, Torsten Hebel, Rob Bell, Emerging Church, N. T. Wright, Jens Kaldewey und

Stefan Vatter. Das Buch verfolgt ausdrücklich und wiederholt nicht das Ziel, jemand als Nicht-Bruder zu richten oder zu brandmarken (16), vielmehr geht es um Aufklärung und Orientierung angesichts neuer Trends, die meist in gedruckter oder digitaler Form, d.h. ebenfalls öffentlich vorliegen. Und diese Orientierung tut heute äußerst not. Was hat www.worthaus.de nicht schon alles angerichtet! Mit einer fromm angehauchten Sprache hat Siegfried Zimmer in viele ungefestigte Herzen ein anderes Evangelium, eine andere Ethik gepflanzt. Mit Worthaus befaßt sich denn auch der erste Beitrag von Markus Till (19–38). Eigentlich mag dieser das „Irrlehrenjagen“ nicht, aber über Worthaus müsse geredet werden – dringend! Wenn „Hossa-Talk“ meldet, Pastorenfortbildung laufe „eigentlich über Worthaus“ (S. 21), ahnt man, wie weit der Einfluß reicht. Die Worthaus-Referenten seien u.a. durch eine positive Grundeinstellung zur universitären Theologie verbunden. Um die Bibel richtig und vorurteilsfrei verstehen zu können, sei ihnen die moderne Bibelwissenschaft unverzichtbar. Der Wahrheitsanker für den Glauben sei dann nicht mehr das inspirierte Bibelwort, sondern dessen Wahrnehmung durch den kritischen Filter einer Wissenschaft, für die alles auf dem Prüfstand stehe: historische Aussagen der Bibel, Messianität und Auferstehung Jesu, sein Sühnetod, Jesus als alleiniger Heilsweg, die geistgewirkte Einheit und Fehlerlosigkeit der Bibel etc. – nichts ist mehr selbstverständlich. Angesichts der Wissenschaftshörigkeit des Worthaus-Glaubens entstehe der Eindruck: „Laien, die nicht eingeweiht sind“ in die Wissenschaften, „können sich selbst eigentlich gar kein abschließendes Bild von den Aussagen der Bibel machen“ (29).

Obwohl Vorurteile abgebaut werden sollen, werden neue aufgebaut. Dazu sind die Klischees und wissenschaftsfeindlichen Pappkameraden zu zählen, die von den „Postevangelikalen“ errichtet und genüßlich abgeschossen werden. In Wirklichkeit jedoch müsse man nach Vertretern solcher Ansichten „sicherlich sehr lange suchen“ (30). Konservative Christen gälten als unseriös, fehlgeleitet; sie gingen mit der Bibel um wie Salafisten mit dem Koran und dergleichen (31), weil sie insbes. das Alte Testament nicht so kritisch filtern, wie das Zimmer empfiehlt. Doch Zimmer biete keine überzeugenden Belege dafür, dass oder wie Jesus das Alte Testament kritisiert hat (Ron Kubsch, 31), und seine wiederholte Behauptung intellektueller Überlegenheit wirke allzu souverän und unangreifbar. Auf drei Seiten listet Till Worthaus-Vorträge samt Links mit hilfreichen weiterführenden Stellungnahmen.

Angesichts der Verbreitung von Worthaus werden sich Ausbildungsstätten wie Tabor positionieren müssen, meint Till. Seine kritischen Fragen an die Worthaus-Referenten sind so gravierend („mit evangelikaler Theologie und

Frömmigkeit grundsätzlich unvereinbar“, 34), dass man sich wundert, warum dennoch an der Bruderschaft mit ihnen festgehalten wird. Ein gemeinsamer Gemeindeaufbau mit derlei Theologen erscheint mir jedenfalls kaum möglich.

Das Buch von Jürgen Mette über „Die Evangelikalen“ wird von Daniel Facius besprochen (39–47). Mette bescheinige den Evangelikalen Zerstrittenheit, Irrelevanz, ja Gnadenlosigkeit. Letztere könne nur mit einem neuen Ja zur inner-evangelikalen Pluralität überwunden werden (40. 44). Mettes Diskussionsniveau erscheint Facius so niedrig, dass „Die Evangelikalen“ kaum als hilfreicher Debattenanstoß zu werten sei. Zum Beispiel bezeichne Mette den „Vater“-Titel Gottes in Joh 17 als „patriarchalische Deutung“, die dem Text ebensowenig gerecht werde wie eine matriarchalische Deutung oder das neutralisierende „Gott“ in der „Bibel in gerechter Sprache“. Den Grund zur Entzweiung sehe Mette in einer „minimalen Differenz“ im Wortlaut. Sollte Mette, so fragt Facius, nicht verstanden haben, dass die „BigS“ gar nicht das Wort Gottes wiedergeben, sondern es der eigenen Ideologie unterwerfen will (41)?

Es stimmt Facius traurig, wie Mette sein Bibelverständnis erläutert. Der Heilige Geist scheine bei der Entstehung der Bibel kaum eine Rolle zu spielen; letztlich sei diese nur Zeugnis der Offenbarung, nicht Offenbarung selbst, nicht irrtumslos (43f.) usw. Das Problem stellten für Mette die Fundamentalisten und Bekenntnistreuen mit „klarem biblischem Profil“ dar; sie seien es, die den Leib Christi zerstückeln (41). Wer der Bibel Irrtumslosigkeit bescheinige, tue etwas, was aus ihr selbst gar nicht abgeleitet werden kann, und stelle die Möglichkeit wissenschaftlicher Weiterkenntnis in Frage (Mette jeweils mit Th. Dietz).

Facius' Gegenangriff lautet u.a.: „Was bibeltreue Christen tatsächlich und zu Recht infrage stellen, ist ein methodischer Atheismus, den heute viele mit ‚Wissenschaft‘ gleichsetzen“ (44). Auch bei der „vermeidbaren Blockade“ von Schöpfung und Evolution argumentiere Mette „schon fast peinlich“: Man brauche nach Mette nur zu erkennen, dass die fraglichen Texte der Genesis in literarischen Gattungen geschrieben sind, die keinen historischen Anspruch erheben (44f.). Unklar bleibe zudem, warum Mette den unbekümmerten Glauben seiner Kindheit aufgegeben hat. Nachvollziehbar ist für Facius das Verlangen Mettes nach einem gnädigeren Umgang miteinander (46), nicht aber sein Ausblenden von „Wahrheit“ zugunsten von Gnade und Liebe. Denn nicht jede Auseinandersetzung ist per se „ungnädig“. „Auch scheint Mette die Frage des Schriftverständnisses als zweitrangig aufzufassen“ (47).

Mit Thorsten Dietz' „Weiterglauben“ (2018) findet der Herausgeber ein stärkeres Gegenüber. Jeising's Beitrag (48–70) möchte ich neben dem von Till wegen ihrer grundsätzlichen Bedeutung besonders empfehlen! „Weiter“ ist gemeint als Abgrenzung von fundamentalistischer Enge, zu gewinnen mithilfe der historisch-kritischen Theologie (50), und temporal als ein Weiterglauben trotz Zweifel und Unsicherheit. Dietz will Polarisierungen überwinden, doch Jeising fragt sich, wie diese vermieden werden können, „wenn die einen das nun als Abfall vom rechten Glauben deuten und die anderen das Gleiche für eine Weiterentwicklung zu einem erwachsenen Glauben halten. Wie soll eine Debatte darüber ohne Polarisierung auskommen? Für empfindliche Gemüter ist das unangenehm, aber unvermeidbar. Es kommt dann darauf an, dass wir diese Debatte mit christlicher Liebe und gutem Umgang führen, aber umgehen können wir sie nicht“ (51).

Wo werden heute noch Menschen wegen Glaubenszweifeln geächtet? Das Problem empfindet Jeising eher dort, wo die Zweifel als neuer Glaubensweg gerechtfertigt werden, analog zu den öffentlichen Coming-outs wie im Stern-Magazin „Ich habe abgetrieben“, oder „Ich bin schwul, und das ist gut so“. Scharfsinnig schreibt er: „Christliche Gemeinden haben immer auch homosexuell empfindende Menschen begleitet. Die Polarisierung begann, als das auch von Christen zu einer Identität erklärt wurde, die als normale christliche Lebensform angesehen werden müsse ... Aber können wir die Vermeidung von Polarisierungen zum Maßstab machen, wenn wir es mit einander ausschließenden Überzeugungen zu tun haben?“ (52, Hervorh. S.F.). Und später: Man könne Polarisierungen auch nicht dadurch vermeiden, dass man sein Gegenüber als eigentlich therapiebedürftig hinstellt (62).

Wichtig erscheint mir ferner Jeising's Abschnitt über das postevangelikale Wort- bzw. Sprachverständnis bei Dietz: Dieser will Gottesvorstellungen nicht mit Gott selbst verwechseln; man könne von Gott „gar nicht anders reden als metaphorisch oder symbolisch“ (D. bei J. S. 53). Jeising sieht hier einen Vorbehalt gegen die Offenbarung Gottes im Bibelwort und vermißt den Dank über den Erkenntnisreichtum, den uns Christus ermöglicht, die Freude an den wörtlichen Formulierungen, die uns Gott zur überfließenden Erkenntnis seiner Geheimnisse gegeben hat und die uns in Schranken weisen, nicht darüber hinauszugehen. Dietz hingegen ziehe ein relationales oder dialogisches Wahrheitsverständnis vor und sagt: „Wir finden die Wahrheit über Gott nicht einfach in der Bibel im Sinne von richtigen Sätzen, die sich

aufschreiben und auswendig lernen lassen“ (bei J. S. 54).¹ – Schon Luther schrieb in der Ratsherren-Schrift 1524: „Denn es ist gar gefährlich, von Gottes Sachen anders zu reden oder mit andern Worten, als Gott sie selbst braucht.“ Glaubenswahrheiten können also nicht verlustfrei der biblischen Sprache entkleidet, nackt bewahrt und neu eingekleidet werden (55).

Dietz problematisiere den Satz „Die Bibel ist Gottes Wort“ so, dass er am Ende falsch dastehe: Gott rede im eigentlichen Sinne gar nicht (!), außerdem rede die Bibel differenziert vom Wort Gottes, und drittens sei nicht die Bibel, sondern Jesus Christus das Wort Gottes, „und darum sollen und können viele biblische Texte ‚gar nicht ‚geglaubt‘ werden““ (D. bei J. 56). Auf diese Weise führe Dietz seine Leser zu einem mystischen, weitgehend indefiniten Glauben. Wenn die Bibel „Gottes Wort im Menschenwort“ nur noch dann ist, wenn ich mich angesprochen fühle, wie kann noch gelten, dass Gott geredet hat durch den Sohn auch dann, als seine Rede als Gotteslästerung abgetan wurde (59)? Wie konnte Luther auf allgemeingültigen Behauptungen beharren, obwohl nur wenige seine Meinung teilten? (61) Der Zusammenhang zwischen der rationalen und der mystischen Dimension des Glaubens erscheint bei D. zerrissen.

Kundig weist Jeising Dietz ferner einige historische Irrtümer nach: Dass Luther über Kopernikus geschockt gewesen sein sei, dass man bis Kolumbus die Erde für eine Scheibe gehalten habe (eine Erfindung des 19. Jh.!), oder dass der Pietismus für seinen „Dritten Weg“ in Anspruch genommen werden könne (61).

Alles in allem ordnet Jeising Dietz nicht mehr als einen Vermittler ein, sondern als einen Werber für die Bibelkritik, „für einen eher mystischen Glauben in größerer Freiheit von biblischen Grenzen. Das sei [gemäß Dietz, S.F.] die Zukunft der Christenheit. Dazu will er zum Gespräch einladen.“ (70)

Der vorliegende Band enthält von Thomas Lauterbach noch einen weiteren Beitrag zu Dietz' Buch; Untertitel: „Warum Weiterglauben in die Sprachlosigkeit führt“ (S. 84–93), der die Kritik Jeising's verstärkt (Grundproblem: Dietz gehe von der Erkenntnisfähigkeit des Menschen aus), aber nicht wesentlich ergänzt. Die beiden Beiträge zu Dietz wurden vielleicht deshalb nicht direkt nebeneinander abgedruckt, weil im zweiten noch D.' positive Stellung zu Hebel Erwähnung findet (91f.), und dessen Stellung erst referiert werden sollte.

¹ Siehe hierzu meinen Buchbeitrag „Wesen und Würde des Wortes“, in: S. Felber (Hg.): Zwischen Babel und Jerusalem. Aspekte von Sprache und Übersetzung, Berlin 2019, S. 53–121.

Holger Lahayne (71–83) nimmt dieses Gespräch mit Torsten Hebel auf, der 2015 das Buch „Freischwimmer“ herausgebracht hat: Ein ehemaliger Evangelist schrieb über seine Zweifel und den neu entdeckten Glauben. Dieser hat ebenfalls mystische Züge: Für Gott Werbung machen bedeute, den Menschen zu helfen, „das Göttliche [sic!] oder Gott in sich selbst“ oder aber sich in Gott zu entdecken, im Ozean des Göttlichen zu baden (72). Auf das Kreuz als Sühne komme es dabei nicht an, ebenso nicht darauf, Kleriker mit ihren Regelwerken und ihrem Kontrollbedürfnis zu befriedigen (75). Nicht um Recht haben gehe es im Christentum, sondern um Demut und Empathie. Der Dialog, zu dem er einlädt, läuft auf ein gegenseitiges Schildern des eigenen Glaubens hinaus; ob jemand dabei Recht hat, sei egal; diese Frage habe eher mit Pharisäertum und Fundamentalismus zu tun.

Lahayne fragt, worin der Nutzen dieses Buches bestehe. Denn der Leib Christi verkomme bei Hebel fast ausschließlich zur negativen Projektionsfläche und ist fast an allem schuld (77).² Wozu gibt es noch Gemeinde? Der mystische Glaube Hebels führe aus organisierter Religion heraus; Ekklesiologie werde zur Leerstelle. Auch Erlösungslehre werde überflüssig, weil man nur noch entdecken müsse, dass man bereits in Gott lebt (80f.)! Das Evangelium werde darum zum Gesetz des rechten Tuns: Die Welt ein wenig heller machen ...

Einmal mehr sei zu sehen, wie progressiv Gesinnte mit Vorliebe auf gesetzliche Formen des evangelikalen Christentums eindreschen. Natürlich ist das nicht selten berechtigt. Doch die Lösung ist oft nicht besser: Statt dass das Evangelium neu entdeckt wird, wird es wieder ins Gesetz verkehrt. Die „fade Soße des ‚die Präsenz Gottes spüren und erleben‘“ wird nun ausgegossen. Das mag an Apg 17,28 erinnern – „doch ohne Christus ist dies keine gute Nachricht“ (83). Wer „ins mystisch-pantheistische Fahrwasser gerät und Hebels Kurs folgt, der wird sich nicht freischwimmen, sondern über kurz oder lang in der eigenen Göttlichkeit ersaufen“ (83), schließt Lahayne prägnant.

Der nächste Beitrag des Herausgebers (94–107) fragt „Lesen wir die Bibel falsch?“ und evaluiert das wohl schwächste Gegenüber des ganzen Buches: Rob Bell. Für diesen geht es nur noch darum, dass wir ein positives Gefühl bekommen und Gutes tun. Bells Einlassungen sind so unglaublich grob, dass man sie kaum wiedergeben mag – und dennoch (oder gerade deshalb??) wurde er vom Time Magazin zu den 100 einflussreichsten Menschen der ganzen Welt gewählt. Nur ein Beispiel für Bells Grobheit: Anfangs hätten die

² Vgl. dagegen die Liebeserklärung an die Gemeinde in der Abschiedsvorlesung meines geschätzten Kollegen Eckhard Hagedorn: „Schöne Braut oder zermürbende Last? Von der reifenden Liebe zur Gemeinde“, in: ThBeitr 50, 4/2019, 202–210.

Menschen, so Bell, Göttinnen verehrt, weil die Frauen die Feldarbeit machten und die Göttinnen um Fruchtbarkeit baten. Als die Arbeit auf dem Feld durch die Erfindung des Pfluges mehr Körperkraft erforderte und die Männer ran mußten, wurden die Götter eben männlich. Ob Göttinnen oder Götter angebetet werden, sei also eine Sache der Umstände gewesen und letztlich Geschmackssache (96). Auch Bells physikalische Einlassungen sind oft barer Unsinn.

Selbst unter Voranstellung von „post-“ fragt man sich, inwiefern Bell einmal „evangelikal“ gewesen ist, und ob Bells Einlassungen überhaupt einer kritischen Beschäftigung würdig sind. „Er lehnt das Sühneopfer Jesu ab. Das Opfersystem stamme nicht von Gott, sondern von Menschen. Jesus wurde ermordet und starb nicht für uns. ... Für Bell scheint Sünde nur noch das unangenehme und sperrige Wort zu sein. Die grausame Tatsache der Sünde ist für ihn längst zwischen der Würde des Menschen und der Großzügigkeit Gottes verdampft“ (105). Die Bibel gehört nur noch der Sphäre der Ästhetik an, ihre Information ist zweitrangig geworden (106). Peinlich: Dietz hat noch 2018 ein Vorwort zu einem deutsch herausgekommenen Buch von Bell geschrieben (100).

Ron Kubsch befragt dann die Emerging Church nach ihrem Umgang mit der Bibel (108–120). Knapp stellt er ihre Ursprünge dar und faßt seine kundige Kritik unter vier Bereiche: Pluralistischer Denkstil, Sünde und Sühne, Religionsvermischung, relative Schriftautorität. Die Folgen sind Subjektivismus, esoterische Erfahrungen und Situationsethik. Dem Evangelikalismus wird eine zu große Nähe zur Moderne vorgeworfen, die emergenten Gemeinden jedoch scheinen sich ihrerseits an populäre Konzepte, Stile und Meinungen anzupassen, um heute mehr Akzeptanz zu erreichen. Sie beleben damit im Grunde das Korrelationsprinzip von Paul Tillich (1886–1965) wieder. Angesichts ihrer Anpassungsartistik ist es „nur eine Frage der Zeit, bis die Emergenten von der Kultur, die sie eigentlich durchdringen möchte, so selbst ‚verschluckt‘ werden“ (119). Die Fragen und Aufgaben, die unsere emergenten Freunde erkannt haben, seien es gleichwohl wert, ernsthaft bedacht zu werden (120).

Daß es bei N. T. Wright und seiner Paulus- und Kreuzes-Theologie nicht ganz koscher zugeht, haben schon manche geschrieben (allerdings wird auf die bisherige Diskussion dazu nicht eingegangen oder verwiesen). Karl-Heinz Vanheiden (121–124) und Thomas Jeising (125–134) haben sich der schwierigen Aufgabe gestellt, genauer hinzusehen. Sie stellen auch bei Wright eine weitreichende Schwerpunktverschiebung fest: Nach ihm gehe es in den

Evangelien und bei Paulus in erster Linie nicht um Schuldvergebung, sondern um die Aufrichtung des neuen Königreichs. „Das Evangelium müsse deswegen heißen: ‚Jesus ist der Herr‘ und nicht ‚Jesus starb für die Sünden‘“ (125). Wenn Jesus vom Himmelreich spreche, so gehe es um die Ordnung des Himmels, die Herrschaft Gottes, die auf dieser Erde ans Licht kommt. Wright hat eine neue Brille auf, die ihn nicht mehr sehen läßt, dass es eben auch um Himmel und Hölle, ewiges Leben und Sündenvergebung geht (Beispiele S. 131). Er bringt das „gewohnt selektive Bild: Jesus verkündigt den liebenden Gott, der mit uns ist, aber keinen zornigen Gott, der am Ende am Kreuz seinen Sohn bestraft“ (132). Zwar wird nicht aufgegeben, dass Jesus für unsere Sünden starb, aber es wird in einen neuen Kontext gesetzt.– Jeising erkennt bei Wright einen großen, aber vagen Entwurf. Vor allem habe Gott mit dem Kreuz im Grunde nichts mehr zu tun; es bleiben das irdische Böse, der Teufel, die Götzendiener, die Jesus ans Kreuz bringen (133). Die neue Brille beseitigt das Anstößige von Kreuz und Sühne und eignet sich so, mit einer modernen, harmonischen Weltsicht versöhnt zu werden; die Verbesserung der jetzigen Welt ist das neue Ziel.

Noch einmal kommt ein Titel des bücherproduktiven Thorsten Dietz auf den Prüfstand: das Buch über Sünde von 2016, und noch einmal führt Jeising eine spitze Feder (135–153). Es schmerzt ihn, feststellen zu müssen, dass ein Buch über Sünde, das die christliche Erlösungsbotschaft nicht enthält, auch die christliche Lehre von der Sünde nicht wirklich entfalten kann. Zudem übernimmt die Gestalt Jesu die Funktion des Gesetzes: An Jesu Vorbild soll der Mensch erkennen, wozu er von Gott bestimmt ist, was er sein kann und soll (137). Noch schlimmer: Dietz glaubt zwar selbst an die leibliche Auferstehung Jesu, „scheint das aber nicht als unverzichtbaren Inhalt des christlichen Glaubens anzusehen. Biblisches Christentum ist das gewiss nicht. Das ist nur ein Christentum, das nach der verbrannten Erde der kritischen Theologie konstruiert wurde und heute weite Teile der evangelischen Universitätstheologie (und jetzt auch Tabor?) bestimmt. Aber es ist höchstens ein blutleerer Abklatsch des Zeugnisses der lebendigen christlichen Kirche durch 2000 Kirchengeschichte auf der ganzen Welt“ (140)!

Dietz' Aussage, „Wer die Texte (Schöpfung und Sündenfall) nicht symbolisch liest, der verfehlt ihren Sinn“ läßt Jeising den Atem stocken: „Es gehört schon ein rechtes hohes Denken über die eigene Zunft dazu, zu behaupten, dass der Sinn der Urgeschichte von allen verfehlt wurde und nur durch den historisch-kritischen Ansatz erfasst werden kann. Dietz scheint dabei entgangen zu sein, was der Wegfall eines historischen Urstandes und Sündenfalls für die

Sündenlehre bedeutet“ (145f.). Die Bedeutung von Gen 3 rede Dietz wortreich herunter, ebenso die Bedeutung der Gebote und des kompromisslosen Nachfolgerufs für die Erkenntnis der Sünde. Vielmehr verweist er den Menschen auf seine aktuelle Erfahrung (148). „Aber Sünde ist keine menschliche Erfahrung, sondern letztlich ein Urteil Gottes über den Zustand des Menschen“, wie Kierkegaard treffend herausstelle (149). Am Ende gelange Dietz in genau die Moralisierung der Sünde, die er anfangs vermeiden wollte. In Moralisierung endet man also auch, wenn man sich von Sexualethik fernhält, biblische Gebote auslässt und nur ja nicht von einem richtenden Gott sprechen will! „Dietz' Moral fordert eine mystische Offenheit für ein Berührtwerden von irgendwoher (er meint, es sei Gott) ...“ Der Erkenntnisgewinn dieser Diskussion liegt immerhin darin, dass die Moralisierungsvermeidung, die zum Standardprogramm moderner Theologen gehört, grundsätzlich nicht leistbar ist. „In der Regel wird nur die eine Moralisierung durch eine andere ersetzt. ... Man kann der Moral nicht entkommen, und darum stellt sich eher die Frage, welche Moral bestimmen soll“ (151). Jeising hält dabei auch fest: Man kann nicht über Sünde sprechen, ohne das Verhältnis von Gott und Mensch in die Mitte zu stellen, und ohne den Aspekt zu bearbeiten, dass Sünde für den Menschen natürlicherweise nicht erkennbar ist. Wir sind auf Offenbarung angewiesen“ (152).

Ralf Kaemper (154–159) setzt sich mit der Äußerung des FeG-Pastors Sebastian Rink auseinander, für den das Zeugnis von der Jungfrauengeburt als biologische Aussage unvernünftig und kaum mehr haltbar geworden ist (2016). Ohnehin stehe sie eher am Rand des Glaubens ... Ähnliche Thesen wabern schon lange durch die Landeskirchen (Margot Kässmann!), nur aus Freikirchen waren sie bisher kaum zu hören.

Thimo Schnittjer (160–169) hinterfragt die Forderung nach der Fortsetzung des Apostelamtes. Dadurch werde die Einzigartigkeit des kirchengründenden Dienstes der ersten Augenzeugen der Auferstehung aufgehoben. In den K5-Leitertrainings werden fünf Dienste (im Rückgriff auf Eph 4) als Kompetenzen vermittelt. Teilweise spricht man von der Neuen Apostolischen Reformation (NAR). Ich bin überrascht, wie viele evangelikale Theologen Empfehlungen zum Buch „Finden, fördern, freisetzen“ (Stefan Vatter 2016) abgegeben haben (Liste S. 163). Vatter minimiere die Bedeutung der biblischen Voraussetzungen für das Apostelamt, ignoriere das abgeschlossene Fundament der Apostel und die Stellung des Paulus als dem letzten der Apostel und öffnet so das Kapitel „apostolischer Dienst heute“ neu. Schnittjer meint jedoch (mit Wayne Grudem u.a.), die Schriften der Apostel erfüllten diese ihre Aufgabe

für die heutige Kirche (167). Vatters Grundentscheidung habe weitreichende Folgen: Die kanonische Apostellehre wird als unzureichend wahrgenommen; es wird der Raum für neue Apostel/Apostelinnen und neue (subjektive) Offenbarungen geöffnet (167f.).

Zum Schluß führt Jeising (170–185) nochmals ein Plädoyer für eine mutige Debatte. In diesem Sinne schenkt der vorliegende Band zwar den Kritisierten nichts, anerkennt aber immer gute Anliegen. Was sich durchzieht, ist die Frage, wodurch echter Glaube begründet ist: Er kann nicht aus sich selbst, sondern muss aus dem Wort Gottes kommen (Röm 10!). Den Postevangelikalen gegenüber gilt es festzuhalten: Glaube wird nicht auf Dauer bestehen, wenn er nur an sich selbst glauben muss oder einen nur relationalen Wahrheitsbegriff hat. Um Christi willen bleiben die festen Aussagen (Luthers „assertiones“) des Glaubensbekenntnisses unverzichtbar, gerade in der Gotteslehre: „Der post-evangelikale ‚neue‘ Glaube verschiebt die Barmherzigkeit Gottes in eine Richtung, bei der das Wort Barmherzigkeit zu pervertieren droht. In der Bibel ist Gott barmherzig mit dem Sünder. Im ‚neuen‘ Glauben soll Gott so barmherzig sein, dass er einige Sünden abschafft und es bei den anderen belanglos wird, ob man gegen seinen Willen handelt. Dietrich Bonhoeffer sprach diesbezüglich in einem ähnlichen Zusammenhang von ‚billiger Gnade‘; hier könnte man von der ‚billigen Barmherzigkeit‘ Gottes reden“ (180). Die Weiterentwicklung der Postevangelikalen ist letztlich, wenn denn die Wiedergaben der kritisierten Autoren in diesem Band stimmen, eine Mogelpackung, die einen lässigen Umgang mit der Schrift verstärkt oder gar aus einem solchen kommt. Halten wir also die Lehraufgabe von Theologie und Predigt hoch! Zeigt nicht gerade die Worthaus-Rezeption, dass heutige Menschen durchaus längeren theologischen Vorträgen zuhören können?

Zum Schluß die an den Titel anschließende Frage: Sind die genannten „Post-evangelikalen“ noch „evangelikal“, oder haben sie sich dem Liberalismus zugewandt? Trotz scharfer Kritik schrecken die Beiträge vor dieser (jedenfalls expliziten) Einordnung zurück. Der Band will das bruderschaftliche Band trotz allem nicht zerreißen. Wollte man ihnen zugestehen, noch „evangelikale“ Brüder und Schwestern zu sein, wäre zu folgern, dass die evangelikale Welt so weit wie die allgemein-protestantische Kosmos geworden ist, in der es keine unumstrittene Lehre mehr gibt. Hansjörg Hemminger hat z.B. das Buch von Mette über die Evangelikalen ebenfalls rezensiert (Theologische Beiträge 50, 4/2019, 263f.) und darin festgehalten, dieses „Buch sei keine Ausstiegsgeschichte nach dem Muster vorher – nachher. Er war und ist Evangelikaler.“ Mettes Buch ist, so Hemminger, ein „seelsorgerliches und evangelistisches

Premium-Produkt“. Die hier referierten Kritiken in „Knapp daneben“ zeigen aber: Schriftverständnis, Sünde, Glaube, Kirche – alles ist diffus geworden. Der Titel „Knapp daneben ist auch vorbei“ erhebt ebenso wie die Begriffe „Holzwege“ und „Postevangelikal“ warnend die Stimme: Dieses Denken steht außerhalb des biblisch Verantwortbaren. Vielleicht wollen die Autoren den Begriff „evangelikal“ gerade dadurch schützen, dass die „Postevangelikalen“ sozusagen ausgegliedert werden, ohne über ihr Christsein zu urteilen.

Der Sammelband vermittelt einen erschütternden Eindruck von einer gerade aus dem evangelikalen Bereich herausgewachsenen Pluralität. Die Autoren leisten einen wichtigen, diakritischen Beitrag, den Nebel zu durchstoßen.

Ein Hinweis als Nachtrag: Markus Till hat bereits im August 2019 ein Taschenbuch vorgelegt mit dem Titel „Zeit des Umbruchs: Wenn Christen ihre evangelikale Heimat verlassen“, 240 Seiten. Hier hat er in einem äußerst verständlichen Ton etwas ausführlicher die Grenzlinien benannt, die im Gespräch mit den „Postevangelikalen“ auf die Bühne gehören. Till ist äußerst bemüht, den Gesprächsfaden mit dieser Gruppe nicht abreißen zu lassen. Nach meinem Eindruck müssen daher die nächsten Monate zeigen, wie diese sich dazu verhalten werden, bzw. inwieweit von ihrer Seite aus das Tischtuch zerschnitten wird. Nach den Beiträgen von Till und Jeising gilt meines Erachtens: Wenn die „Postevangelikalen“ (über die Berechtigung des Begriffs wird sicherlich zu reden sein) jetzt nicht antworten, dürfte es zu einem neuen „parting of the ways“ kommen. Allianzbewegte Menschen werden das bedauern. Wenn sich die evangelikale Bewegung auf diese Weise zwar verkleinert, aber an theologischer und biblischer Klarheit gewinnt, muß das nicht schlecht sein. Postevangelikale scheinen der Vorstellung anzuhängen, daß eine Aufweitung (oder Aufweichung?) des Sünden- und Glaubensbegriffs sozial integrativer wirkt. Doch Paulus hat



evangelistische und apologetische Vollmacht an das eine Evangelium gebunden, vgl. 2.Kor 1,18f.: „Gott ist mein Zeuge, daß unser Wort an euch nicht Ja und Nein zugleich ist. Denn der Sohn Gottes, Jesus Christus, der unter euch durch uns gepredigt worden ist, durch mich und Silvanus und Timotheus, der war nicht Ja und Nein, sondern es war Ja in ihm.“ Das eine Evangelium ist den einen ein Geruch des Todes zum Tode, den anderen ein Geruch des Lebens zum Leben (2,15–17). Das ist unvermeidlich. Die berechtigte Frage aus dem postevangelikalen und liberalen Bereich lautet freilich, ob wir den Anstoß des Wortes vom Kreuz wirklich richtig erfaßt haben, bzw. ob wir nicht kulturell-menschliche Gegebenheiten, die dazu führen, daß Menschen unsere Gemeinden verlassen, mit dem Anstoß des Kreuzes verwechseln. Möge der barmherzige Vater im Himmel uns dazu Weisheit geben!